

Arbeit in der Bibel. „Im Schweiß deines Angesichts (1. Mose 3,19) – Das ist es mir wert“

Vortrag beim Studientag 2020

1. Mose 2-3 in Auszügen:

„Gott der HERR pflanzte einen Garten in Eden gegen Osten hin und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte. Und Gott der HERR ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, verlockend anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte. Und Gott der HERR gebot dem Menschen und sprach: Du darfst essen von allen Bäumen im Garten, aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen.

Und die Frau sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von seiner Frucht und aß und gab ihrem Mann, der bei ihr war, auch davon und er aß. Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze. Und Adam versteckte sich mit seiner Frau vor dem Angesicht Gottes des HERRN zwischen den Bäumen im Garten. Und Gott sprach: Hast du gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?

Und Gott sprach zur Frau: Ich will dir viel Mühsal schaffen, wenn du schwanger wirst; unter Mühen sollst du Kinder gebären. Und zum Mann sprach er: Verflucht sei der Acker um deinetwillen! Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde wirst, davon du genommen bist. Denn Staub bist du und zum Staub kehrst du zurück. Da wies ihn Gott der HERR aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war.

„Im Schweiß deines Angesichts“. Schon ganz vorne in der Bibel ist davon die Rede, dass das Dasein anstrengend ist und Schweiß kostet. Wir nennen diesen ersten Kapitel der Bibel die Urgeschichte, weil sie von den Anfängen erzählt, aber nicht im historischen Sinn, sondern von den Ur-Gegebenheiten. Die Leute

damals machten sich Gedanken über die Ur-Gegebenheiten des Lebens und der Welt. Und sie nahmen wahr, dass es eine Idealvorstellung gibt und dass alles mühelos und im Einklang sein könnte. Die Welt wäre ein Paradies und der Mensch könnte von diesem Geschenk leben und es gleichzeitig pflegen und bewahren. So müsste es von Gott gedacht gewesen sein. So sieht die eigentliche Bestimmung aus. Doch die real existierende Wirklichkeit ist anders.

Denn es gibt – und das gehört genauso zur menschlichen Existenz wie wir sie kennen und nicht anders haben – das Eigennützigste, das über sich hinaus Wollen, die Fähigkeit zur Sünde und ihre ganzen Folgen. Von allen Bäumen des Gartens sollte der Mensch essen. Nur nicht von dem Baum oder den beiden Bäumen mitten im Garten, die nicht zur Nahrung gegeben waren, sondern die für die Ordnung stehen, die dem Ganzen innewohnt. Die Ordnung, dass sich der Mensch verdankt, dass ihm dieser Lebensraum und sein Sinn voraus ist und dass er sich in das Ganze einfügen und sich als Teil desselben verstehen soll. Innerhalb dieser Grenze gäbe es kein Gut und Böse. Etwas zu ernten oder zu pflücken würde nichts kaputt machen. Das Leben zu führen, würde nie die Grundlagen angreifen, die dieses Leben im Lot halten. Es könnte sich alles immer erneuern. Es gäbe folglich auch nichts, worum man sich sorgen oder wofür man sich schämen müsste, kein Fliehen kein Verbergen, kein Verstecken. Es wäre alles nicht nötig. Es wäre eben das Paradies.

Aber geschaffen in der Ebenbildlichkeit Gottes – wie es der Psalm sagt, wenig niedriger als Gott selbst – gehört zu diesem mit Selbstbestimmung begabten Menschen auch die Möglichkeit, sich selbst und seine Bestimmung zu verfehlen. Warum nicht auch von diesem Baum essen? Warum diese Grenze achten? Warum nicht selbst Herr der Ordnung werden? Und kaum geschehen, wird nun der Mensch als Mann und Frau gewahr, dass es eben nicht nur das Gute gibt, sondern auch die Verfehlung des Guten. Das ist die Erkenntnis, von der Gott gesprochen hatte. Und mit der Erkenntnis kommt alles andere: Die Scham über die Nacktheit. Sich schützen und verbergen zu wollen. Das Weglaufen und Verleugnen. Das Abschieben und „du warst es“ sagen. Und so wie der Mensch sich nun vorfindet, muss es ihm wie eine Vertreibung aus dem Paradies erscheinen – dorthin, wo als erstes der Brudermord geschieht als dramatische Konsequenz der verlorenen Unschuld.

Das Leben – so zeigt es seitdem die Erfahrung jedes Menschen, ist mit seiner Entstehung eben nicht wie das der Kuh, die wiederkäuend auf der Weide steht. Sondern es ist von vornherein und unausweichlich schmerzhaft, angefochten und bedroht. „Unter Mühen sollst du Kinder gebären“, wird zur Frau gesagt.

„Und verflucht sei der Acker um deinetwillen“ zum Mann. „Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren sein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde wirst, davon du genommen bist.“

„Da wies ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war.“ Es ist kein Garten mehr, kein umfriedeter Raum. Es ist die Wildnis, die wüst und steinig sein kann. Und der Mensch ist zur Arbeit verdammt, um dieser Erde das abzugewinnen, wovon er leben kann. Schweiß wird es ihm kosten und Mühe wird es ihm machen. Wenig auskömmlich wird es manchmal sein wie Unkraut, das nur eine dürftige Suppe ergibt.

1. Arbeit als Lebensnotwendigkeit

Dieser erste Blick der Bibel auf die Arbeit, die Menschen zu verrichten haben, ist kein positiver Blick. Die mühsame und schweißtreibende Arbeit ist ein Zeichen der Welt unter dem Sündenfall. Mit unserem heutigen Begriff von Arbeit und unserer Vorstellung, dass Arbeit einen Wert in sich selbst haben kann, sind wir von der Bibel meilenweit entfernt. Arbeit ist hier Fluch, ist oft vergeblich und kostet mehr als sie einbringt. Und trotzdem muss sie geleistet werden. Keiner kann ihr entgehen. Nur auf diesem schweißtreibenden Weg ist Leben überhaupt möglich.

Arbeit ist in dieser biblischen Sicht nicht etwas, was den Menschen bereichert und ihm etwas bringt, sondern ist etwas Zehrendes und Forderndes. Das entspricht ja auch für viele der eigenen Erfahrung. Schon früh wird im alten Israel festgehalten, dass dieser verzehrende Teil des Daseins nicht grenzenlos sein darf. Das Sabbatgebot schützt vor dem grenzenlosen Zugriff. Ein Tag in der Woche ist heilig und diesem Prozess der immerwährenden Existenzsicherung entzogen. Das gilt für alle und alles. Einheimische, Fremde, selbstständig oder abhängig Arbeitende, Menschen und Tiere. Ein Tag zehrt nicht, sondern lässt an alle etwas Lebenskraft zurückfließen und kompensiert sozusagen das, was in den anderen sechs Tagen durch Arbeit herausgesaugt worden ist. Ein Tag für die Erholung und für das Auffüllen der Energiereserven.

Aber für das normale Leben gilt, dass der gesamte Tag der Arbeit gehört. „Wenn die Sonne aufgeht“, heißt es im 104. Psalm, „geht der Mensch hinaus an seine Arbeit und an sein Werk bis zum Abend.“ Und als gesegnet gilt, wer von

seiner Arbeit leben kann. Immerhin das! „Du wirst dich nähren von deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast's gut“ – auch wenn es den ganzen Tag dauert. Und eigentlich das Leben vollständig dominiert.

Einen neuen Blick auf die Arbeit gibt es erst in der Weisheitsliteratur des spätantiken Judentums. Jetzt kommt häufiger zur Sprache, dass die Arbeit auch einen Wert in sich hat. „Wer lässig ist in seiner Arbeit, der ist ein Bruder des Verderbens.“ Heißt es in Spr. 18,9. Also soll man seine Arbeit nicht lässig, sondern gewissenhaft tun. Oder, wie es heißt, mit Weisheit, Verstand und Geschicklichkeit. Auch gibt es das, „dass ein Mensch fröhlich sein soll in seiner Arbeit“ (Pred. 3,22). Und im apokryphen Buch der Weisheit Salomos heißt es: „Gute Arbeit gibt herrliche Frucht.“ Jedenfalls ist Arbeit etwas, das zur Tugend gehört. „Nimm dir ein Beispiel an der fleißigen Ameise, du Fauler, und lerne von ihr, verspottet Salomo arbeitsunwillige Zeitgenossen.

Aber bis ins Neue Testament hinein wird die Arbeit mit Mühe gleichgesetzt. „Ihr erinnert euch doch, Brüder und Schwestern, an unsere Arbeit und unsere Mühe; Tag und Nacht arbeiteten wir, um niemandem unter euch zur Last zu fallen. Arbeit will getan sein. Paulus spricht jedenfalls zu den Faulen. „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen“. Er habe gehört, „dass einige unter euch unordentlich leben und nichts arbeiten, sondern unnütze Dinge treiben. Solchen aber gebieten wir und ermahnen sie in dem Herrn Jesus Christus, dass sie still ihrer Arbeit nachgehen“.

Paulus selbst war stolz darauf, seinen Gemeinden nicht dadurch zur Last zu fallen, dass er sich aufnehmen und durchfüttern ließ. Er war gelernter Zeltmacher (Apg. 18,3). Aber es scheint nicht so, dass er mit diesem Handwerk irgendeine Leidenschaft verbunden hätte. Sein Interesse galt dem religiösen Leben, zunächst als Jude, später als Christ. Er unterteilte also anscheinend die Lebensbereiche von Arbeit und Freizeit bzw. Ehrenamt, wobei das erste nötig, aber wertlos, und das zweite freiwillig, aber ehrenhaft ist. Es scheint nirgendwo durch, dass seine Zelte gut werden sollten, dass er zufriedene Kunden haben und ihnen gute Produkte verkaufen wollte. Auch nicht, dass man ihn für seine gute Arbeit wertschätzen sollte. Das spielte alles keine Rolle. Arbeit ist nötig, aber wertlos. Die Arbeit war für ihn nur ein Mittel zum Zweck, nämlich dass er niemandem zur Last fällt. Das wertvolle Leben und der lohnende Einsatz lag für ihn aber nicht in, sondern außerhalb der Erwerbsarbeit.

Interessant ist aber, dass in der Bibel – anders als in der griechischen Antike – die trotzdem Arbeit nichts Schändliches hat. Sie ist nicht schön. Sie ist

mühselig. Aber sie ist nicht schändlich. Bei den alten Griechen war die körperliche Arbeit verpönt. Hoch geschätzt war nur das Geistige, das Philosophieren. Das war die eigentlich ehrenvolle Beschäftigung und die geht nun einmal nicht ohne die Muße, die den Kopf erst dafür frei macht. Handarbeit für Brot und Lohn hindert nur daran.

Auch im Mittelalter wurde Arbeit bis zur Reformation als Mühsal, teilweise auch als Strafe aufgefasst. Hochgestellte Persönlichkeiten arbeiteten nicht. Der Adel lebte von seinem Besitz. Aber auch Augustin sagt beispielsweise, dass die Strafe der Hölle in ewiger Arbeit besteht.

Es gibt also eigentlich eine uralte Skepsis gegenüber der Arbeit. Dagegen hat die reformatorische und protestantische Arbeitsethik der Neuzeit einen neuen und ganz anderen Akzent gesetzt. "Der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen". Luther war ein echter Arbeitsfanatiker. "Müßiggang ist Sünde wider Gottes Gebot, der die Arbeit befohlen hat". Arbeit wird im Grunde als ein Lebenszweck gesehen. Deshalb muss sie so gut wie möglich verrichtet werden. Sie ist nicht nur quantitativ der Mittelpunkt des Lebens. Sondern in ihr geschieht auch, was die Qualität des Lebens ausmacht. Die Freizeit, also das Drumherum um die Arbeit, ist eigentlich das Wertlose, der Müßiggang und das Einfallstor der Sünde.

Und seit Luther nennen wir unsere Arbeit einen Beruf. Sie hat etwas mit Berufung zu tun. Sie ist etwas, wozu der Mensch gerufen ist. Sie ist Bestimmung. In ihr verwirklicht sich, was der Mensch sein soll. Berufung ist nicht etwas, was nur die Geistlichkeit angeht, sondern jeder Mensch ist zu seinem Beruf berufen. Das heißt aber, dass die Arbeit den Menschen nicht nur in seinen äußerlichen Bezügen betrifft, sondern als Person. Der Beruf wird damit die fundamentale Form der Selbstverwirklichung und eigentlich der Menschwerdung, wie es seine Bestimmung ist. Und zugleich ist der Beruf auch ein Dienst an den Mitmenschen, an der Gesellschaft und sogar an Gott. „Wer treulich arbeitet, der betet zwiefältig. Aus dem Grunde, dass ein gläubiger Mensch in seiner Arbeit Gott fürchtet und ehret und an seine Gebote denkt.“ Für Luther ist die Arbeit etwas, worin man Gott dient. Die Arbeit ist eigentlich selbst schon ein Gottesdienst.

Während also früher die Arbeit nötig, aber lästig war, wird sie jetzt zu einem Lebensinhalt. Wir sehen das heute jedenfalls in unserer westlichen Kultur fast überall so. Die richtige Berufswahl halten wir für wesentlich für die spätere Zufriedenheit. Deshalb schlagen sich junge Leute manchmal intensiv damit

herum. Es ist nicht egal, was ich tue, sondern es soll zu mir passen. Es soll meinem Potential entsprechen. Das hätte vor 2000 Jahren niemand gesagt.

Wir denken heute auch, dass es viel zu schade wäre, wenn man alle Arbeitszeit als wertlos verbuchen müsste. Dafür ist das Leben zu kurz und dafür sind die Stunden zu kostbar, als dass man sie als bedeutungslos betrachten möchte. Also bemüht man sich tatsächlich um Arbeit mit Wert. Arbeit, die etwas bedeutet. Das mögen die einen als nachträgliche Überhöhung eines Lebensbereichs sehen, in dem es primär schlicht ums Geld geht. Sie könnten auch sagen, dass es eine Vergötzung ist, wenn die Selbstdefinition so wesentlich über die Arbeit läuft. Und was ist dann mit denen, die vom Arbeitsprozess ausgeschlossen sind? Fehlt denen dann nicht die Bestätigung, die durch Arbeit geschieht? Ja, das ist bei uns die gängige Sichtweise, weil mit der Arbeit auch soziale Anerkennung geschieht, Integration in die Gesellschaft und vieles mehr. Wir werden deshalb wohl sagen, dass es nur richtig ist, wenn wir diesem Handlungspotential, das wir in unserer Arbeit verwirklichen, einen hohen Wert beimessen.

Wir werden deshalb auch nicht mehr sagen, dass die Arbeitswelt ein nichtethischer und wertloser Raum ist. Wir sind uns heute weitgehend einig, dass auch dem arbeitenden Menschen ein hoher Wert zukommt, und dass er unter angemessenen Arbeitsbedingungen arbeiten soll. Wir werden auch immer sensibler dafür, welche Art von Arbeit denn getan wird und ob das Produkt und die Produktionsbedingungen ethischen Maßstäben genügt. Rüstungsgüter stehen da ebenso in der Schusslinie wie unmoralische Geschäftsmodelle oder ressourcenverbrauchende und umweltbelastende Sparten.

Meine Nichte arbeitete für einen Finanzdienstleister und hatte die Aufgabe, Anlageprodukte zu vermarkten. Sie kündigte, weil sie nicht etwas verkaufen wollte, was in ihren Augen ein schlechtes Produkt war und nur den Sinn hatte, den Profit des eigenen Betriebes zu steigern. Sie wollte für etwas Wertvolles arbeiten. Das andere machte sie unzufrieden.

In einem Business-Magazin habe ich gelesen: „Unter Arbeitsethik versteht man den Glauben, dass die Arbeit selbst genauso wichtig und erfüllend ist wie das Endergebnis.“ Das klingt abfällig. Da macht sich einer lustig über die Idealisten, die in der Arbeit mehr sehen wollen als den Gewinn. Aus rein wirtschaftlicher Sicht ist es ja auch Quatsch, nach Ethik zu fragen, weil am Ende doch nur die Bilanzzahlen zählen. Das Zitat klingt nach einem Investment-Banker, der über die Träumer spricht, die in ihrer Arbeit noch etwas anderes sehen wollen als Zahlen. Die haben dann dieses Konstrukt erfunden, das sie Arbeitsethik nennen.

Aber die meisten sind sich wohl heute einig, dass die Arbeit selbst etwas Wertvolles ist, und das umso mehr, wenn auch das Produkt als wertvoll gilt. Selbst ein Kanalarbeiter in Hamburgs Untergrund kann sagen, dass er seine Arbeit gerne macht. „Die Leute wissen gar nicht, was unter ihnen so los ist.“ Nein, aber er weiß es. Und er weiß darum auch um den Wert, den es hat, dass er dafür sorgt, dass oben das Leben funktioniert. Es gibt eigentlich gar keine minderwertige Arbeit, solange sie systemrelevant ist. Eine Straße zu teeren gehört genauso dazu wie einen Menschen zu pflegen. Der Wert liegt nicht darin, ob eine Tätigkeit sauber oder schmutzig ist. Gerade das Schmutzige zu tun, kann einen guten Ruf haben, wenn es dem Ganzen dient. Und andersherum können gerade die „sauberen“ Geschäfte übel angesehen sein, wenn sie „nur“ auf das schnelle Geld zielen. Deshalb ist der Zöllner Zachäus nicht gut angesehen bei seinen Leuten. Er macht zwar eine saubere Arbeit, bei der er sich die Hände nicht schmutzig machen muss. Aber er stützt damit ein unsauberes System, weil er der römischen Besatzungsmacht zuarbeitet. Deshalb stinkt sein Geld. Und seine weiße Weste hat Flecken.

Es ist ganz erstaunlich, wie geradezu gegensätzlich von der antiken Kultur bis heute die erwerbsmäßige Arbeit betrachtet werden kann. Vom Fluch und Verhängnis, das die Lebenskräfte aufzehrt, bis hin zur eigentlichen Lebenschance, die die Lebenskräfte erst richtig hervorbringt. Völlig verschieden. Das gibt eine gute Chance zum Gespräch, weil es sozusagen ein ganzes Spektrum von Einstellungen eröffnet, in dem man sich einordnen kann.

Wenn Sie beispielsweise an dieser Stelle mit den Männern in Ihren Gemeindegemeinschaften ins Gespräch kommen wollen, könnten Sie fragen, was Ihnen eigentlich Ihre Arbeit bedeutet oder bedeutet hat. Wenn Männer, die sich nicht kennen, sich einander vorstellen, sagen sie meistens direkt nach ihrem Namen und vielleicht ihrem Alter, was sie beruflich tun oder was sie gelernt haben. Wer ich bin, hat mit meiner Arbeit zu tun. Sprechen Sie einmal darüber, welchen Stellenwert für sie die Arbeit hat oder hatte. Ist sie das erste, dem sich alles anderen unterzuordnen hat? oder ist sie nur ein notwendiges Übel. Und wieviel bedeutet Ihnen beispielsweise die Anerkennung, die Sie im Beruf erfahren haben. Wie ist das im Ruhestand, wenn diese Anerkennung dann wegfällt? Solche Fragen könnten Sie hier mit Ihren Männern besprechen. Wieviel ihrer gefühlten Lebensleistung geht eigentlich auf das Konto der Arbeit?

2. Arbeit als kreative Schaffenskraft

Ich mache jetzt noch mal einen neuen Anlauf – auch von der Bibel her, aber mit einem anderen Zugang zur Arbeit. Jetzt heißt das Thema nicht Erwerbsarbeit, sondern Arbeit als Kreativität. Denn was in der biblischen Urgeschichte zur Arbeit gesagt wird, bezieht sich ja nicht nur auf die existenzsichernde Arbeit, sondern auch auf alle andere Schaffenskraft, nämlich dass wir anscheinend so angelegt sind, dass wir Ideen haben können und fähig sind etwas hervorzubringen, was es vorher nicht gab.

Noch vor dem Sündenfall heißt es: „Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.“ (1. Mose 2,15). Und weiter heißt es: „Gott der HERR machte aus Erde alle die Tiere auf dem Felde und alle die Vögel unter dem Himmel und brachte sie zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nannte; denn wie der Mensch jedes Tier nennen würde, so sollte es heißen. Und der Mensch gab einem jeden Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen.“ (1. Mose 2,19f).

Könnte Gott die Tiere nicht selbst mit Namen gerufen haben? Natürlich könnte er. Aber er lädt uns ein, selbst an der Schöpfung mitzuwirken. Er stellt die Tiere dem Menschen vor und die beiden schauen sich an und sagen: Elefant, Mücke, Schaf, Ziege. Man könnte sich auch vorstellen, dass beim Bebauen und Pflegen des Gartens ihnen auch Blumenkohl und Rettich einfällt oder Olivenbaum und Wintergerste. Und dass sie überhaupt allem einen Namen geben und seinen Nutzen erkennen können.

Was soll diese Szene zeigen? Dass der Mensch in der Lage ist, sich einen Überblick zu verschaffen, die Dinge einzuteilen und zu sortieren. Er bringt sie in eine Ordnung, so dass sie nicht nur da sind, sondern er zu ihnen in Beziehung steht. Es ist ein Stück Mitwirken an der Schöpfung. Der Mensch ist selbst Teil von allem Geschaffenen. Aber mit der Fähigkeit, den Dingen Namen zu geben, tritt er ihnen auch gegenüber. Was er pflegen und bewahren soll, muss er erst erkennen und unterscheiden. Aber er kann das auch, wozu Gott ihn da einlädt. Ihm fallen Namen ein, wie sie dem Zebra selbst nicht einfallen würden. Er kann etwas erfinden, was vorher nicht da war. Er kann alles Vorhandene wahrnehmen und unterscheiden. Und er kann damit in eine Verantwortung eintreten, die ihn aus allem heraus hebt.

Anscheinend haben wir eine Fähigkeit, uns die Dinge anzueignen und sie zu gestalten. Wir können Häuser bauen und darin unsere Vorstellungen

verwirklichen. Wir können Kulturlandschaften anlegen und Fruchtfolgen bestimmen. Wir können Städte bauen und Handelsverbindungen knüpfen. Natürlich: wir können auch in Streit und Konkurrenz geraten. Aber wir können auch Lösungen finden, eine Energiewende beschließen und Nachhaltigkeitsstrategien entwickeln.

Das können wir, weil uns Kreativität zu eigen gemacht wurde. Etwas erfinden zu können, stellt hohe Anforderungen an unsere Verantwortlichkeit. Aber es gibt dem Leben auch eine Dimension, die bestimmt von allerhöchstem Wert ist. Ich kann etwas aus mir machen. Und ich kann mit meiner Kraft das Ganze zu etwas machen.

Leider gibt es auch wegen dieser Fähigkeiten die Unschuld nicht mehr. Wir können Atombomben erfinden. Wir können Menschen klonen. Wir können eine Menge Unfug anrichten. Und was einmal erdacht ist, das kann leider nie wieder in das Nichtwissen zurückgegeben werden. Wir können nicht mehr sagen. Ich wäre lieber unschuldig wie die Kuh und gebe mein Verantwortlichsein zurück. Wir sind eben nicht wie sie. Unsere Fähigkeit zum Erfinden anzuwenden, kann gut oder schlecht sein. Und unsere Fähigkeit zum Erfinden brach liegen zu lassen, kann genauso zum Verderben beitragen. Wir sehen das, wenn wir angesichts von Umweltthemen oder sozialen Entwicklungen sagen: Es geht mich nichts an! Ich mache weiter wie immer! Dann trage ich eben auch etwas bei zu dem, was uns tiefer in die Misere bringt. Das Nichtstun bedeutet genauso eine Schuld wie das Falsche zu tun. Wir müssen kreativ sein, schöpferisch, erfindungsreich. Das ist unsere besondere Fähigkeit. Aber es ist auch unser Verhängnis.

Ich nehme die Kreativität aber vornehmlich als etwas Gutes wahr. Wir können nicht nur Namen erfinden, sondern auch Dinge. Und wir können zu einem guten Stück uns selbst erfinden. Wir tun das unser ganzes Leben lang. Wir entdecken als junge Menschen unsere mitgegebenen Anlagen. Wir bauen sie aus, erweitern sie, legen ungute Prägungen auch ab und überwinden sie. Und wir folgen Zielen und Idealen, messen uns daran und versuchen ihnen näherzukommen. Das ist für heutige Menschen in der Unübersichtlichkeit der Möglichkeiten vielleicht ein Fluch. Du musst dich eben selbst erfinden und wirst nicht mehr von selber zu etwas, worin du nur mitschwimmen musst. Ein großes Kennzeichen unserer modernen Zeit ist die Individualität. Man macht nicht mehr etwas, weil man es eben so macht. Sondern alles fordert Entscheidungen. Das ist anstrengend.

Aber gut ist, dass wir tatsächlich etwas aus uns selbst machen und die Zusammenhänge, in denen wir geboren sind, erweitern können. Und wenn wir so etwas gefunden haben, was aus uns werden soll, dann ist es uns allemal erheblichen Schweiß wert. Also stellt sich die Frage: Wer will ich eigentlich sein? Was will ich werden? Und was soll es sein, das mit mir und durch mich in die Welt kommt? Was soll durch mich werden?

Es gibt die schnell zu fassenden Ziele wie Wohlstand, Familie, möglichst gute Gesundheit und jedes Jahr zwei Urlaubsreisen. Aber es gibt auch die schwierigeren, weil schwerer fassbaren Dinge. Da werde ich gefragt nach meinen Werten. Was ist mir etwas wert? Wofür lohnt sich wirklich der Schweiß? Eine Spur legt schon der Schöpfungsbericht. Wenn wir Bebauer und Bewahrer sein sollen, dann können wir nicht gleichzeitig nur Verbraucher sein, auch wenn uns die Marktforscher gerne so nennen. Dann heißt es, nicht aus allem nur für mich selbst etwas herauszuholen, sondern etwas einzubringen.

Das ist die ganz alltägliche Religion, mit der alle beschäftigt sind, ob sie sich selbst als religiös verstehen oder nicht. Es ist die Frage nach Wert und Sinn, nach der Bedeutung von dem, was geschieht, nach dem Relevanten und dem zu Vernachlässigenden. Nach dem, wozu ich gebraucht werde und wozu ich mich gebrauchen lasse. Es ist die Frage nach dem, was zählt, weil es über mich selbst hinausgeht.

Jesus macht hier ein Angebot. Er fordert einen jungen reichen Mann auf, ihm zu folgen. Aber der kann das nicht, weil er den Mehrwert dieses Entwurfs noch gar nicht erlebt hat und deshalb seine bisherigen Werte auch nicht aufgeben kann. Wie erklärt man jemandem, der sich in einem diesseitigen, aber trotzdem anständigen Leben eingerichtet hat, was die Vision vom Reich Gottes bedeutet? Ich versuche es einmal in einfachen Worten und abseits aller komplizierten Theologie.

Du bist ein gewollter und gewünschter Mensch in dieser Welt. Du bist eine Bereicherung. Ebenso sind es auch alle anderen. Sieh dich mit diesen Augen um. Verachte nichts. Zerbrich nichts. Zerstöre nichts. Sei dir deiner selbst bewusst als ein geliebter Mensch, der genau deshalb zur Liebe fähig wird, die bis zu den Feinden reicht.

Denke nicht, dass nur der Sieg zählt. Unser Zeichen ist ein Mann am Kreuz. Der war aufrecht für das Gute. Er war Gott in unserer Menschlichkeit. In ihm war Gottes Kraft und Liebe, auch als alle Menschenkraft zu Ende war. Deshalb wirst

du nie am Ende sein. Durch keine Schuld, durch keinen Schmerz, durch kein Versagen und auch durch keinen Tod.

Und du kannst dir selbst in die Augen blicken mit denselben Augen, die Gott auf dich richtet. Du darfst dich annehmen, weil du angenommen bist. Und du musst dich nicht an Dinge klammern, die dich erst zu etwas machen sollen. Du kannst die Dinge in gesunder Relation sehen und die Wichtigkeiten zurechtrücken. Vergeude nicht deine Kraft für das, was nichts wert ist.

Man könnte viel mehr sagen. Aber es genügt ja schon für einen Eindruck. Wir haben ja immer nur ein verschwommenes Bild. Trotzdem ist es schon so kräftig, dass es ein Leitbild wird. Und dann ist unsere Kreativität gefragt. Unser Erfindungsreichtum, wie die Wirklichkeit an dieses Bild heranrücken kann. Ich schätze, dafür ist uns diese Fähigkeit gegeben, dass wir Mitschöpfer werden, wenn Gott sein Reich baut. Dafür ist kein Schweiß zu schade. Das ist es mir wert.

Auch an dieser Stelle möchte ich Ihnen wieder eine Frage mitgeben, die Sie mit anderen Männern besprechen könnten. Was sind eigentlich die unsichtbaren Werte, für die Sie stehen wollen. Ist es das Pflichtgefühl, die Anständigkeit, die Opferbereitschaft? Oder ist es die Wertschätzung, die Toleranz, das gegenseitige Anerkennen? Vielleicht auch das Führen und Verantwortung tragen und das Lehren und Menschen auf den Weg bringen? Und damit das nicht abstrakte Begriffe bleiben, erzählen Sie sich ruhig Situationen dazu, in denen es schwierig war, Ihren Werten treu zu bleiben. Oder auch, wo Sie ein bisschen stolz waren, weil es Ihnen wirklich einmal gut gelungen ist. Es ist auch ganz interessant darüber nachzudenken, wie Sie selbst wahrgenommen werden möchten und was man an Ihnen ablesen soll. Manchmal driften ja die eigene Wahrnehmung und die Fremdwahrnehmung auseinander, wenn ich eigentlich mitfühlend sein will, aber autoritär und bedrohlich wirke. Alles das ist ganz interessant und hat damit zu tun, dass uns diese Kreativität gegeben ist, überhaupt an uns selbst zu arbeiten und uns unserer selbst bewusst zu werden. Welche Werte wollen wir also verkörpern? Was soll durch uns in die Welt kommen?

3. Der Zwang zur Leistung

Wir hatten jetzt zwei Kapitel, das erste vom Arbeiten um die Existenz und das zweite vom Kreativwerden für das Gute. Jetzt kommt noch als drittes und letztes etwas hinzu, was ich unter die Überschrift stelle: die Dornen und Disteln des Ackers und der Zwang sich gegen sie durchzusetzen.

Das Bild in der biblischen Urgeschichte ist ja kulturgeschichtlich einfach zu deuten. Der Mensch lebt jetzt von dem Land, auf dem er wohnt. Hier ist nicht mehr das nomadisierende Leben beschrieben, in dem der Mensch mit seinen Herden von Ort zu Ort zog, dem guten Wetter und den saftigen Weiden hinterher. Sondern jetzt gräbt er sein Scholle um und versucht dem Boden etwas abzurufen. Interessant ist aber, dass mit Kain und Abel beide verschiedenen Lebensweisen dargestellt werden. „Abel wurde ein Schäfer, Kain aber wurde ein Ackermann.“ Beide Lebensweisen gab es wohl noch lange Zeit nebeneinander. Manche, die die Sesshaftigkeit ausprobiert hatten, kehrten auch wieder zu der älteren Lebensweise der Nomaden zurück. Denn es stellte sich heraus: Wie im Paradies war das Leben an einem festen Ort auch nicht. Denn dort zu arbeiten, bedeutet Schweiß, wechselhaften Erfolg und zuweilen mehr Dornen und Disteln als nahrhaften Ertrag.

Es gibt die interessante These, dass wir uns mit der Sesshaftwerdung eigentlich keinen Gefallen getan haben. Die Jäger und Sammler mussten vielleicht drei Stunden jagen, aber konnten dann eine Woche davon leben und es sich gut gehen lassen. Sie mussten sich mit schlechten Bedingungen auch nicht abfinden, sondern konnten den guten hinterherziehen. Die Sesshaften hatten sich dagegen mit ihrem Besitz selbst abhängig gemacht und mussten nun auf Gedeih und Verderb mit diesen Bedingungen klarkommen.

Man kann gegen diese eher scherzhafte These natürlich viel einwenden. Aber was stimmt, ist sicherlich, dass wir von unserer Arbeit abhängig sind. Und was auch stimmt, ist, dass genügend Dornen und Disteln wachsen, die uns den Ertrag sauer machen. Es gibt deshalb für viele das Lebensgefühl, dass die Arbeit zu den notwendigen Übeln gehört, aber dass das eigentliche Leben in der Nichtarbeit, nämlich am Feierabend, am Wochenende und im Urlaub besteht. So ähnlich ist die Vertreibung aus dem Paradies ja wohl auch zu verstehen. Der Mensch ist zur Arbeit verdammt. Das mühelose Leben gibt es für keinen von uns.

Mit der Arbeit, gerade auch der Erwerbsarbeit, ist tatsächlich in unserem Leben auch immer die Tatsache präsent, dass nur der Erfolg belohnt wird. Bei der Arbeit zählt die Leistung. Es zählt nicht die Arbeit an sich, sondern wie effektiv

oder auch nicht effektiv sie ist. Wer Nutzloses tut oder nichts Vorzeigbares schafft, wird gefeuert, degradiert und vor allem auch verachtet. Eigentlich kann man sagen, dass mit der Paradiesvertreibung nun eine Realität beherrschend ist, in der jedes Menschenleben an seiner Leistung gemessen wird und sich sein Glück aus eigener Leistung schaffen muss.

Wir halten immer dagegen und sagen, die Würde des Menschen ist unantastbar. Er hat sie immer, auch wenn er nichts mehr leistet. Das ist richtig. Wir haben gerade von der christlichen Religion her immer dafür gesorgt, dass der Mensch nicht erst aus eigener Leistung etwas werden muss, sondern von Gott her schon immer mit Würde und Herrlichkeit gekrönt ist, wie es der 8. Psalm sagt.

Aber mal ehrlich: Dem Leistungsdiktat ist doch mindestens in unserer Kultur jeder unterworfen. Jeder muss in der Arbeitswelt beweisen, wieviel er taugt und wieviel er wert ist. Und wenn der Boden karg wird und die Disteln hoch wachsen, ist das Verdammtsein zum Erfolg etwas, was für viele ein sehr bedrückendes Lebensgefühl ist. Niemand kann es sich leisten zu sagen, ich will aber nichts leisten. Die Welt, in die wir hineingeboren werden, ist eine, in der wir nützlich und effektiv sein müssen. Die Saat wächst eben nicht von allein, sondern will immer gegen alle Dornen und Disteln verteidigt werden.

Sie alle stehen entweder in einem Beruf oder haben eine lange Berufszeit hinter sich. Sie alle könnten davon erzählen, dass kein Erfolg von selber gekommen ist, sondern dass Anforderungen an Sie gestellt wurden, denen Sie nachkommen mussten. Dass dies, wenn es gelingt, auch das eigen Selbstwertgefühl stärkt. Das ändert aber nichts daran, dass mit den Leistungserwartungen auch ein erheblicher Druck ins Leben gerät.

Heute ist viel die Rede von einer guten Balance. Gerade wir in der Männerarbeit betonen, dass auch die anderen Lebensbereiche der Familie, des sozialen Umfelds, der Freizeit, der Sorge und des freiwilligen Engagements Beachtung verdienen und dass niemand, ob Mann oder Frau, einseitigen Festlegungen unterliegen soll. Aber darum ist immer zu kämpfen. Es scheint wie ein Sog zu sein. Und auch die nichtberuflichen Aufgaben sind ja nicht ohne Leistungserwartungen. Auch die Erziehung soll ja gelingen, das Haus soll schön sein, die Freizeit soll erfüllt und die Freundschaften tragfähig sein. Und für alles muss man etwas tun.

Die Leistungsdimension ist also im Leben allgegenwärtig. Und nicht wenige knicken darunter ein, suchen nach Wegen sich zu entziehen. Ich kenne einige gerade der jüngeren Generation, die sagen: Ich will in diese Mühle nicht hinein.

Gerade Paare, die ein egalitäres, partnerschaftliches Modell leben wollen, favorisieren, dass für beide eine Dreiviertelstätigkeit reichen würde und beide dann noch Platz hätten für alles andere. Aber sie erfahren auch, dass die Karriere diejenigen bevorzugt, die sich ganz verschreiben und darauf ihre eindeutige Priorität setzen. Der Erfolg winkt denen, die zur vollen Leistungsbereitschaft bereit sind. Die Leistungsgesellschaft produziert eben selbst ihre Kinder und setzt damit die Maßstäbe auch für alle anderen.

Und auch noch etwas lässt der Mensch im Paradies zurück: Seine Unbekümmertheit. Er fühlt sich nackt. Er macht sich Schürzen aus Laub. Er versteckt sich und erfindet Ausreden. Er schämt sich seiner selbst und schämt sich, sich zu zeigen. Dafür macht Gott ihm eigenhändig Felle und zieht sie ihm an. Der Mensch soll geschützt werden vor den Blicken und vor der Kälte. Sein Inneres soll nicht verletzt werden. Aber das Schämen nimmt der Mensch mit. Er ist schutzbedürftig vor Bloßstellung. Auch seinen Zorn nimmt er mit, seine Aggressivität, sein Verletztwerden und sein Bedürfnis nach Anerkennung. Auf dem Feld begegnen sich Kain und Abel, die Brüder, aber sie werden zu Konkurrenten um Gunst und Anerkennung. Kain fühlt sich zurückgesetzt, nicht anerkannt. Auch das ist die Realität dort draußen, dass es Gewinner und Verlierer gibt und dass mit der Angst zu unterliegen der Hass und die Gewalt Einzug halten.

So findet sich der Mensch also als einer vor, der sich wehren muss. Gegen die Widrigkeit des Ackers und der Umstände. Gegen das Nichtgelten und Nichtgesehenwerden. Das Leben ist nicht nur eine Leistungs-Arbeit, sondern auch ein Kampf geworden. Eine Verletzungsgeschichte. Da kommt man nicht nur vor Anstrengung in Schweiß, sondern manchmal auch vor Angst und Scham. Und manchmal schwitzt man nicht nur Wasser, sondern auch Blut.

Es ist nicht leicht, gegen diese Wirklichkeit noch die Gegenwelt aufrecht zu erhalten, die zuerst in Gottes Sinne war. Wir schaffen das auch nicht, sondern erleben tatsächlich, dass diese Welt der Dornen und Disteln, der Leistungsdiktanten und der vom Leistungsdiktat Aussortierten erlösungsbedürftig ist. Deshalb heißt es von Jesus am Kreuz, dass er Wasser und Blut vergießt. Er nimmt diese Urgegebenheit auf. Er wird aussortiert. Er trägt die Krone aus den denselben Dornen, an denen sich die Menschen ihre Hände und ihre Seele zerstechen. Gott stellt sich unter dasselbe Dasein, das jeder kennt. Er stirbt daran. Aber er erlöst – so sagen wir Christen – das Dasein, indem mit ihm ein neues und anderes Leben daraus aufersteht.

Dieses von den Dornen und Disteln erlöste Dasein haben wir noch nicht, aber wir sind im Glauben doch schon damit verbunden. Wir glauben, dass es dieses andere Leben gibt und leben zugleich in zwei Welten. Wir sollen auch, wie Paulus sagt, obwohl wir noch sehr in der alten Welt stehen – nach Möglichkeit auch schon in der Neuheit des anderen Lebens wandeln. Das könnte bedeuten, dass wir den außerparadiesischen Realitäten nicht die ganze Deutungsmacht über das Leben überlassen. Es ist von Gott her schon anders gedeutet. Wir können es auch selbst noch anders deuten. Und können deshalb immerhin versuchen, es nicht nur als einen Kampf zu sehen, sondern auch als ein gottgegebenes und gotterlöstes Geschenk.

Es ist ja nach der biblischen Sicht so, dass der Mensch in seiner ursprünglichen Bestimmung – also vor dem Sündenfall - nicht arbeiten muss, um zu leben. Er darf arbeiten, aber nur um kreativ zu sein und mitzuwirken an der geschaffenen Welt. Wir erleben es heute so, dass wir uns vieles erarbeiten müssen. Es könnte fast so scheinen, als müssten wir uns das Leben selbst erarbeiten. Und es zählt zu den glücklichsten Erfahrungen, wenn uns etwas Unerarbeitetes zufällt.

Das allerdings gibt es, und das halten wir dann für das Wertvollste überhaupt – dass uns beispielsweise eine Liebe begegnet, dass wir von unserer Geburt an eine Beglückung für manche Menschen sind, noch ehe wir überhaupt etwas getan haben. Neben den Dornen und Disteln, die für das Bedrohtsein und den Kampf stehen, gibt es immer noch und glücklicherweise immer wieder diese Dimension des Geschenkhaften, des unverdient Beglückenden und unerhofft Begegnenden.

Gott schenkt. Er ist von Anfang an ein Schenker. Und im Christusgeschehen meinen wir zu sehen, wie vollständig er sich in diese Dornen- und Distelwelt hinein schenkt, so dass dieser Schenkungscharakter auch in unseren Kampf- und Verletzungserfahrungen die überwiegende und letztlich bleibende Dimension wird. Deshalb: Auch wo wir verlieren – gegen die Sünde, gegen die Krankheit, gegen den Tod – sind wir immer noch und vor allem mehr noch Beschenkte mit Liebe, mit Vergebung und mit neuem Leben.

Das ist ganz schön! Und es ist noch schöner, wenn es sich zu einer Lebenshaltung auswächst. Wir sind eben nicht nur Dornen- und Distelmenschen, sondern immer mehr noch Menschen, die sich als solche sehen, die mit dem Leben beschenkt sind. Das sollte man uns auch ansehen. Dass sollte die Christenmenschen ausmachen. Auch wenn wir im Schweiß unseren Acker pflügen, könnten wir dennoch frei und erlöst sein.

Soweit meine drei biblischen Herangehensweisen an das Jahresthema aus der biblischen Urgeschichte. „Im Schweiß deines Angesichts“ habe ich unter den Aspekten der Arbeit als Lebensnotwendigkeit, der Kreativität als Lebensmöglichkeit und der Realität des Lebenskampfes und dessen Erlösung beschrieben. Es sind sicher noch andere Zugänge möglich, aber für heute mag dies genügen und regt bei Ihnen vielleicht noch weitergehende Gedanken an.

Für mich bleibt die Arbeit als Dimension des Lebens ambivalent. Ich kann sie nicht nur positiv, aber auch nicht nur negativ sehen. Die Theologen nennen das dann dialektisch. Sie meinen damit, dass über eine Sache nur dann Wahres gesagt wird, wenn gleichzeitig gegensätzliche Aussagen gelten. Es ist wie beim „simul iustus et peccator“. Der Mensch ist zugleich gerechtfertigt und Sünder und man darf nicht eines allein aussagen. So ist es auch mit der Arbeit. Wir entgehen ihr nicht – in keinem unserer Lebensbereiche. Aber wir leben immer auch in einem „Über die Arbeit hinaus“. Darum ist der Schweiß den wir vergießen, zugleich etwas, was uns etwas kostet und was uns zugleich auch etwas zuführt.

Wir sprechen gern, und das ist dann die Lebensarbeit im größeren Sinn, von Lebensleistung. Was wir mit höchster Energie getan haben – mit unseren Kindern, für unsere Freunde, mit bester Absicht, für die gute Sache – das hat uns die besten Kräfte gekostet und war intensivste Arbeit. Aber sie hat uns auch zugleich im höchsten Maße wachsen lassen. Ich denke, dass wir dann auch stolz sein dürfen auf unsere Lebensarbeit. Und dass wir uns gleichzeitig nicht darin einsperren, sondern auch noch über uns zu lachen können – über die Selbstverliebtheit in die Lebensarbeit genauso wie über die Selbstbeschämung angesichts aller vergeblichen Arbeit.

Die Leichtigkeit ist das Zeichen der Erlösten. Das Zeichen der Menschen, die sich als Beschenkte sehen. Wenn Lebensarbeit nur noch schwer ist, sind wir nur noch beschwert. Wenn Lebensarbeit unser ein und alles ist, sind wir unerlöst. Gott schickt uns an die Arbeit, aber er schützt uns auch davor, dass sie uns zum Verhängnis wird, weil er uns seine Anerkennung umsonst schenkt. Also lasst uns verantwortliche, aber auch leichte und erlöste Lebensarbeiter sein. So wäre es gut.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.